

Klassische Philologie? - Perspektiven und Möglichkeiten

Wolf-Lüder Liebermann

In einem ersten Teil werde ich die verbreiteten Legitimerungsbemühungen, auf das Wesentliche reduziert, zu rekapitulieren und zu systematisieren versuchen - als eine Art Selbstbesinnung gleichsam, in einem zweiten Teil will ich dann einen Sektor unserer Wissenschaft schlaglichtartig beleuchten, der, so wichtig er ist, im Rahmen der Möglichkeiten der Bielefelder Universität notgedrungen zu kurz kommt¹.

Anders als beim 'klassischen Witz' oder beim 'klassischen Fehlschluß' meint 'Klassische Philologie' nicht eine besondere Philologie, sondern eine Philologie, die es mit 'klassischen Texten' zu tun hat. Damit ist die Problematik allerdings nur in den Objektbereich verlagert. Der Anspruch der Klassizität ist hoch, fast erschreckend. Bert Brecht hat von "Einschüchterung durch Klassizität" gesprochen. Da die Zeiten eines Programmhumanismus vorbei sind, kann man sich aber getrost darauf besinnen, daß 'klassisch' einen Rezeptionsbegriff und damit eine historische Kategorie darstellt. Dadurch wird der Anspruch bescheidener, immerhin bleibt in diesem Horizont die Forderung erhalten, daß klassische Texte solche Texte sind, die Wirkung gehabt haben - und es verdienen, Wirkung zu haben. Wertende und beschreibende Elemente gehen dabei eine selten durchschaute Verbindung ein. Es zeigt sich, daß das Fach schon bei seiner Selbstdefinition auf sprachphilosophisch/linguistische Reflexion angewiesen ist, wenn es nicht hinter die wissenschaftlichen Standards zurückfallen will.²

Eine rein deskriptive Verwendung von 'klassisch' scheint aber nun dafür ursächlich zu sein, daß die Vertreter des Fachs all das unter diesem Titel betreiben können, was sie üblicherweise betreiben, ja daß sie sich als Altertumswissenschaftler verstehen können. Ein Exempel werde ich im zweiten Teil geben.

¹ Gekürzte Fassung eines Vortrags im Rahmen des Jubiläums der *Lili*-Fakultät. Die Doppelstrategie war nicht zuletzt durch die Planungsunsicherheit im Hinblick auf das zu erwartende Publikum bedingt.

² Das gilt verstärkt für fachspezifische Fragen. Wenn Cicero von *boni* spricht, dann meint er in beschreibender Weise geradezu eine Partei, operiert aber zugleich argumentativ mit "gut" als Wertwort. Die ständigen Interferenzen bedingen es nicht nur, daß der Übersetzer vor einem schier unlösbaren Problem steht; schlimmer ist, daß der Interpret, der aus Mangel an linguistischer Schulung die beiden Ebenen nicht zu unterscheiden vermag, hilflos dem gewieften Rhetoriker Cicero ausgeliefert ist und nachsprechen muß, was dieser ihm vorbuchstabiert; vgl. Liebermann (1992, S. 455-469).

Ich wende mich zunächst der 'Klassischen Philologie' nicht unter dem Aspekt der Normativität, wohl aber dem der Rezeptionsermöglichung zu: Das Prinzip der Hermeneutik, die seit den frühen sechziger Jahren verstärkt ins Bewußtsein gerückt ist,³ hat auf phänomenologischer, lebens- und existenz-philosophischer Grundlage für alle Wissenschaften den Dialog, das Gespräch in den Rang einer unhintergehbaren Kategorie erhoben - daß dahinter ein in spezifischer, wie ich meine, unzutreffender Weise⁴ verstandener Platon lauert, ist mit Händen zu greifen. Interessant und geradezu aufregend ist aber nun, daß diese 'Dialogizität' nicht die idiosynkratische Entdeckung einer philosophischen Spezialdisziplin ist, sondern eine umfassende Bewegung und einen rahmengebenden Verständnishorizont unseres Jahrhunderts darstellt. Ich verweise auf die Rezeptionsästhetik, die in unmittelbarer Nachfolge der Hermeneutik steht, auf Diskursanalyse, Kommunikationsforschung, Neu- und Wiederbelebung der Rhetorik, überhaupt auf die Linguistik, die die pragmatische Dimension der Sprache immer mehr in den Vordergrund rückt. Fragt man nach den Gründen resp. den konstitutiven Motiven für diese Erscheinung, so würde ich in erster Linie zwei benennen: a) das historische Bewußtsein von stetigem Wandel und stetiger Veränderung, kurzum: von der Vorläufigkeit und Bedingtheit des Menschen, b) einen wenn auch nicht unbedingt faktischen, so doch ideologisch geforderten und akzeptierten Demokratisierungsprozeß - beides übrigens in der Antike gewonnene Einsichten -, die nach dem einschneidenden Zusammenbruch des Ersten Weltkriegs besondere Virulenz entfalteten. Wenn Arnold Gehlen dann den Menschen als "offenes Wesen" definiert, das sich seine Lebenswelt erst jeweils schaffen muß und in Institutionen etwa Entlastung von diesem Leistungsdruck sucht, so wird die Konzeption auch anthropologisch fundiert. Interaktion mit anderen, das Gespräch mit ihnen wird zur notwendigen Voraussetzung eines gelingenden Lebens, ohne den anderen können wir uns nicht einmal selber verstehen. Zu den 'anderen' gehören aber auch die Texte der Vergangenheit, in unserem Fall: die antiken Texte.

Dabei ist keineswegs Entfremdung zu fürchten. Zur Entfremdung wird das Ganze erst, wenn der Rezipient sich nicht einbringt, anders formuliert: wenn das Moment der Applikation ausbleibt, und das heißt schlicht und ergreifend: wenn er nichts begreift. Im Extremfall führt die Annullierung des rezipierenden Subjekts zu bedingungslosem Nachplappern und zur puren Imitation, über die bereits Horaz gespottet hat; gewandt und stromlinienförmig in einem

³ Hans-Georg Gadammers epochemachendes Buch *Wahrheit und Methode* ist 1960 zum ersten Mal erschienen.

⁴ Vgl. Liebermann (1997, S. 99-122).

übernommenen Jargon zu reden, ist noch kein Indiz dafür, etwas begriffen zu haben. Kurzum: Verstehen setzt Persönlichkeit voraus, Substanz und - wie ein gescheiter Philologe formulierte - Lebenserfahrung.

Zu einem Gespräch gehören aber nun bekanntlich wenigstens zwei. Die bisher betonte - vereinfacht ausgedrückt - produktive oder auch kreative Aktivität des rezipierenden Subjekts kann leicht zu einer Schiefelage führen, zu radikaler Subjektivität, Selbstgefälligkeit, zur Verabsolutierung des eigenen, unreflektierten Standpunkts. Soziologische Untersuchungen haben gezeigt, daß dies einer ohnehin insbesondere unter Jugendlichen bestehenden Tendenz entspricht: in der eigenen Befindlichkeit aufzugehen, ohne zu argumentieren und ohne sich auszuweisen, das heißt aber in egozentrischer Isolierung. Gerade hier dient der Gesprächspartner als Korrektiv - er übernimmt die Funktion der Verallgemeinerungsnotwendigkeit und -fähigkeit, er fordert durch den Zwang zum Konsens zwar nicht mehr Objektivität, aber doch die schwächere Form von Objektivität, nämlich Intersubjektivität.

Eben dies haben Hermeneutik und verwandte Disziplinen im Auge, sie wollen der Arroganz des Subjekts und seiner kurzsichtigen Befangenheit in sich selber entgegenwirken - durch die Forderung hinzuhören, auf die anderen und die Stimmen der Vergangenheit. Gadamer hat auch im persönlichen Umgang diese Forderung nicht nur immer wieder nachdrücklich erhoben, sondern auch vorgelebt. Wie wichtig das Hinhören ist und wie unfähig wir weitgehend dazu geworden sind, kennt jeder aus eigener Erfahrung - auch wissenschaftliche Vorträge und Debatten machen da keine Ausnahme, sie geraten häufig in die Nähe geradezu monomanischer Selbstdarstellung - Statements statt Gespräch. Die notwendige Folge ist, daß der erhobene Wahrheitsanspruch gar nicht mehr angemessen eingelöst werden kann - und dies aus systematischen Gründen: Denn was soll an die Stelle des durch das Gespräch konstituierten Konsenses treten, nachdem eine normative, objektive Abbildungswahrheit obsolet geworden ist? Es kann schon logisch nichts anderes als im besten Fall beeindruckende, aber irreführende Rechthaberei sein. Für eine richtig verstandene Hermeneutik gilt diese Beliebigkeit nicht, sie sucht der Verabsolutierung des Subjekts durch Herausarbeitung seiner historischen Bedingtheit vorzubauen und den Vorrang der Tradition, auf die zu hören ist, herauszuarbeiten; auch die Rezeptionsästhetik plädiert keinesfalls für totale Freiheit und Willkür, sondern rekonstruiert sogar eine Literaturgeschichte als sinnvolle, geradezu notwendige Abfolge von gestellten und ungelösten Fragen und Versuchen ihrer Beantwortung.

Nun gibt es aber interessante und weniger interessante, kompetente und inkompetente Gesprächspartner. Wenn wir unsere Gesprächspartner, die antiken Texte, rechtfertigen wollen, müssen wir sie zunächst als interessante Gesprächspartner ausweisen. Dafür sind, wenn ich recht sehe und man die

Fülle der Äußerungen auf das Wesentliche reduziert, vor allem zwei Konzeptionen in der Diskussion:

1. die Konzeption von Distanz und Fremdheit,
2. die Konzeption von Tradition und Kontinuität - und deren diverse Mischformen.

Vorausschicken will ich, daß eine Konzeption, die gelegentlich - explizit oder implizit - anzutreffen ist und die auf Identität von Antike und Moderne ausgeht, ohne größeres Interesse ist - pure Verdopplung gibt kein Recht, den Blick von der Gegenwart abzuwenden. Eine solche Konzeption kann allenfalls in dem naiven Glauben an ein *argumentum e consensu omnium* bzw. *multorum* ihre Berechtigung finden, ihre einzige Legitimität ist eine pädagogische, insofern sie darauf aufmerksam zu machen vermag, daß moderne Einsichten und Einstellungen nicht so singulär sind, wie wir vielleicht zu denken geneigt sind; sie kann also der Selbstüberschätzung und der Fortschrittseuphorie steuern.

Bei den beiden anderen - wichtigeren - Konzeptionen ließe sich mit dem Begriff der 'Differenzqualität' operieren. Differenzqualität kann unterschiedlicher Art sein: Sie kann in dem Fremden und Andersartigen antiker Texte liegen (Position 1) oder aber darin, daß diese das uns Naheliegende und Selbstverständliche 'anders' - und das heißt bei den Verfechtern der Klassischen Philologie natürlich 'besser', 'komprimierter', 'einfacher' usw. - sagen (Position 2).

Macht man den ersten Gesichtspunkt stark, so gelangt man zu dem Vorstellungsschema von Antike und antiker Literatur als 'Kontrast', das zumeist mit der Betonung des historisch-zeitbedingten Aspekts einhergeht. Diese Betrachtungsweise bewegt sich auf den Spuren Nietzsches und ist in jüngerer Zeit vor allem von Uvo Hölscher vertreten worden: "[...]der vom Altertum Erzogene entfernt sich von der Gegenwart in einer Weise, die ihm die Gegenwart fragwürdig machen kann". Was hier gefordert wird, ist das 'Unzeitgemäße'; Begegnung mit der Antike verstanden als Förderung "kritischer Phantasie: der Fähigkeit [...], vom Zwang des Gegebenen, der Majorität, des Zeitgemäßen Abstand zu nehmen".⁵

Die Gegenposition - Konzeption 2 - wird etwa in Arbeiten Wolfgang Schadewaldts repräsentativ vertreten. Hier ist der Begriff der 'Tradition' leitend. Schadewaldt hat in dem Vortrag "Das Welt-Modell der Griechen" einen Modellbegriff entwickelt, in dem Modell das Äquivalent von *parádeig-*

⁵ Hölscher (1965, S. 80/81) - der Titel ist Programm!

ma ist. Wenn die Tradition als *enérgeia* gefaßt wird, so wird scheinbar der produktiven Rezeption das Wort geredet, aber es zeigt sich, daß *enérgeia* im Grunde nichts anderes als *entelécheia* des Modells ist, denn die Gegenwart lebt von den "erweiterten Elementen des Vergangenen", das Modell gibt "in vorläufiger einfacherer Form [...] Anweisungen für die weitere Ausgestaltung"⁶. Rezeption ist damit kaum anderes als Realisierung des in der Vergangenheit liegenden Potentials. Deshalb hat sich die Lektüre antiker Texte "auf den Autor um des Autors willen" zu richten, alles andere ist pures Gerede, selbst die Interpretation gerät in die Nähe eines "pseudo-philosophischen Zerfasern[s] der Sachen und Gegenstände"⁷.

Zwischen diesen grundsätzlichen Polen bewegt sich die heutige Diskussion. Zwar hat eine Reformulierung des Modellbegriffs durch den Didaktiker Friedrich Maier, der im vergangenen Jahr bei uns einen Vortrag gehalten hat, stattgefunden, so daß Distanz und Fremde stärker in den Vordergrund treten, doch die konkurrierenden Vorstellungen sind deshalb nicht aufgegeben - nur leider nicht immer sauber abgegrenzt. Umgekehrt hat die Position 1 eine entscheidende Entschärfung und Verschiebung erfahren. So attraktiv der mit dem Namen Hölscher belegte - zugegeben elitäre - Standpunkt vom Unzeitgemäßen, vom Sand im Getriebe, von der Minorität, die sich von der Majorität kritisch distanziert, sein mag: Er spiegelt nicht nur seinerseits das antike Denkmodell von dem unpraktischen und untauglichen, nur der Theorie lebenden Philosophen sowie das der in Rom rezipierten alexandrinisch-kallimacheischen Ästhetik, man kann sich auch leicht ausmalen, daß der damit verknüpfte Gegenwartspessimismus so nicht aufrechterhalten werden kann. Denn der Außenseiter, dem die Gegenwart fragwürdig wird, wird sich ja sehr bald mit der Frage konfrontiert sehen, ob denn nicht vielmehr er selber für die Gegenwart und die Zeitgenossen der 'Fragwürdige' ist.

Ob unsere Texte die Auseinandersetzung lohnen, ob der Rezipient sich von ihnen angemessen herausfordern lassen kann (sei es, daß er zustimmt und sich belehren läßt, sei es, daß er Widerstand leistet und mit nunmehr besserer Begründung die eigene Position verteidigt), das muß die Alltagsarbeit zeigen. Es kann und soll hier nicht Thema sein. Doch werden Sie kaum erwarten, daß ich das bestreite. Der Verzicht auf die uns in der Theorie so geläufige, aber praktisch ständig vernachlässigte Unterscheidung von Sein und Sollen, die damit in Zusammenhang stehende Beseelung der Natur, die erst antike ethische Positionen ermöglichende Vorstellung vom Reichtum der Ressourcen, der normative Menschenbegriff, die Ersetzung des Erfindens durch Finden

⁶ Schadewaldt (1970, S. 601-625; Zitate: S. 625 (nach Goethe) und 604).

⁷ Schadewaldt (1970, S. 557f.).

und Entdecken weisen auf grundlegende, provozierende Differenzen hin - wie umgekehrt die Pflichtenkollision (in der griechischen Tragödie nicht anders als im Falle des vergilschen Aeneas), die Konkurrenz von Theorie und Praxis, von Normativität und Geschichte, von Wertidealismus und Gruppeninteressen (alles Cicero, *De re publica*), von Individuum und Gesellschaft durchaus Modellfunktion übernehmen können. Es wäre aber schon etwas, vielleicht sogar viel gewonnen, wenn wir die Aspekte hinreichend differenzierten, unter denen wir unser Geschäft betreiben und zu rechtfertigen suchen. Daß wir dabei - insbesondere methodisch - auf die Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen, vor allem mit einer theorieorientierten Literaturwissenschaft, angewiesen sind, versteht sich - nicht umsonst ist in Bielefeld die Klassische Philologie in einer Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft angesiedelt - und wir suchen das ernst zu nehmen und Gewinn daraus zu ziehen.

Ich komme zum zweiten, konkreteren Teil. Die einleitend angeführte deskriptive Verwendung des Begriffs 'Klassische Philologie' erlaubt es nicht nur, nichtklassische Texte einzubeziehen, sondern auch Überlieferungsgeschichte und Bibliotheksgeschichte, Textkritik, Paläographie und was dergleichen mehr ist. In ihrem Kern aber hat sie es, als historische Wissenschaft flankiert vor allem von Alter Geschichte und Archäologie, mit den in altgriechischer und lateinischer Sprache verfaßten Dokumenten der Zeit (sagen wir grob) vom 2. Jahrhundert v. Chr. bis etwa 600 n. Chr. zu schaffen. Es liegt nahe, daß bei einem so großen Zeitraum die Sprache sich beträchtlich entwickelt hat - Sprachgeschichte ist daher ein wesentliches Thema. Doch ein Weiteres kommt hinzu: die Dialekte. Ich habe mich entschlossen, hier einen zwangsläufig kurzen Einblick zu geben, zumal dies innerhalb der hiesigen philologischen Veranstaltungen kaum geleistet werden kann. Ich denke, eine Jubiläumsveranstaltung bietet die seltene Chance.

Was wir üblicherweise als das Altgriechische lernen, ist bekanntlich nichts anderes als die in Athen am Ende des 5. Jahrhunderts entwickelte Literatursprache. Sobald Sie sich aber einer in einem speziellen Dialekt verfaßten Inschrift zuwenden, werden Sie alsbald merken, daß Sie mit diesen Sprachkenntnissen nicht weit kommen (einen Eindruck vermittelt die Ausstellung des 'Sprachmuseum'-Projekts). Die Landkarte des antiken Griechenlands ist durch eine Fülle von nebeneinander bestehenden Dialekten gekennzeichnet; ich zähle die wichtigsten auf: das Ionische, das mit dem Euböischen und dem Attischen zum Ionisch-Attischen zusammengefaßt wird; das Achäische, dem einerseits (nordachäisch) das Äolische, das Thessalische, das Böotische angehören, andererseits (südachäisch) das Arkadische und Kyprische; dann schließlich das sogenannte Dorisch-Nordwestgriechische, ein Konglomerat vieler unterschiedlicher Dialekte, wozu das in Sparta, Messenien, der Argolis, in Korinth und Megara, aber auch auf Ägina, Kreta und anderen Inseln beheimatet

tete eigentliche Dorisch zählt, dann aber auch diverse Dialekte Nord- und Mittelgriechenlands. Hinzu kommen weitere, nicht eindeutig zuordenbare Dialekte wie das Eleische in Elis oder das Pamphyliche in Kleinasien. Aus den verschiedenen Dialekten hat sich dann im 4. Jahrhundert v. Chr. die Schrift- und Umgangssprache der *koiné* (= Gemeinsprache) entwickelt, die durch das Alexanderreich Verbreitung fand und uns vor allem aus dem Griechischen des Neuen Testaments vertraut ist. Letztlich bildete diese dann auch die Grundlage der neugriechischen Schriftsprache.

Ein Phänomen verdient aber besondere Erwähnung: In den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts hat sich unsere Kenntnis der griechischen Sprache plötzlich beträchtlich erweitert. Es stellte sich nämlich heraus, daß die auf Tontafeln, die seit Anfang des 20. Jahrhunderts vor allem im Palast von Knossos auf Kreta und in Pylos und Mykene auf der Peloponnes gefunden wurden,⁸ befindlichen Schriftzeichen, von denen man zunächst annahm, daß sie eine nichtgriechische Sprache wiedergaben (man dachte unter anderem an Hethitisch, Ägyptisch, Baskisch, Albanisch, Slavisch, Finnisch, Hebräisch, Sumerisch), tatsächlich griechisch waren. Diese Entdeckung machte der Architekt und Hobby-Sprachforscher Michael Ventris, der als Offizier im Zweiten Weltkrieg schon erfolgreich deutsche militärische Geheimentexte decodiert hatte. Es handelt sich um eine Silbenschrift, die sogenannte Linear B-Schrift. Hinzu kommen Ideogramme, die entweder Bildzeichen darstellen - etwa Mann oder Frau, Kopf von Eseln oder Pferden, Dreifüße usw. - oder aber die Anfangsilbe eines Wortes, die als Abkürzung dient, z.B. *o* für *opheilómena* = "Dinge, die da sein sollten, aber nicht da sind". Die phonetischen Zeichen stehen entweder für Vokale oder für Konsonant + Vokal; *r* und *l* bilden eine Zeichenreihe, so daß *pu-ro Pýlos* zu lesen ist - Tenuis, Media und Aspirat werden nicht geschieden: *thygatérei* wird durch *du-ka-te-re* wiedergegeben - *s*, *r*, *l*, *m*, *n* bleiben vor Konsonant und am Wortende unbezeichnet, daher ist *pe-ma* als *spérma*, *po-pu-re-ja* als *porphýreia* zu lesen - bei anderen Konsonantengruppen wird der 1. Konsonant mit dem Vokal des 2. geschrieben, also: *déxato* = *de-ka-sa-to*, *Knos(s)ós* = *ko-no-so*, *téktones* = *te-ko-to-ne* - der zweite Teil der *i*-Diphthonge wird weggelassen, so daß *e-ke* = *échei* und *po-me-ne* = *poiménei* ist.

Man erkennt schon aus dem Angeführten, daß das Schriftbild vieldeutig ist. Der Schaden ist deshalb relativ gering, weil die Tafeln im wesentlichen Inventarlisten bieten. Ob sich literarische Texte in einem solchen Schrifts-

⁸ Es handelt sich um mehr als 4500 Tafeln (hinzukommen Tonsiegel und Vasenaufschriften); siehe Bartoněk (1991, S. 300 und 308); zuletzt zusammenfassend Strunk (1997, S. 136ff.).

stem fixieren lassen, ist zweifelhaft (z.B. fallen die Endungen $-i\tilde{n}$ $-t\check{c}$ $-i\tilde{i}$ $-i\check{c}$ $-t\check{i}$ $-i\tilde{i}\tilde{n}$ in der o-Deklination alle zusammen). Dieses Mykenische repräsentiert eine frühe Sprachstufe (die Tafeln sind in der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts beschrieben worden), es zeigt deutliche Verwandtschaft mit dem Arkado-Kyprischen, teilweise auch mit dem Äolischen.

Folge der Neuentdeckung war, daß die Vorstellung einer einheitlichen minoischen Kultur, wonach die Mykener nur minoische Einwanderer aus Kreta wären, aufgegeben werden mußte, der sprachliche Befund hatte unmittelbare kulturwissenschaftliche Konsequenzen. Griechische Sprache, aber auch griechische Religion und Mythos konnten nun in einem mykenischen Zeitalter verankert werden, von einem Traditionszusammenhang zwischen vorklassischer mykenischer und klassischer griechischer Kultur war nunmehr auszugehen: "Die Geschichte Griechenlands und der griechischen Kultur", so wurde verkündet, "muß vom Standpunkt unserer neuen Kenntnisse her neu geschrieben werden".⁹ Literarische Texte in Linear B, bis hin zu Vorläufern der homerischen Epen, wurden sogar postuliert.

Bei dieser Revolution im Verständnis griechischer Kulturgeschichte ist die Gewichtung von Kontinuität und Diskontinuität jedoch sehr unterschiedlich - und dies unter Rückgriff auf Archäologie, Sozialgeschichte, Volkskunde, Systemtheorie, aber auch die Sprachforschung selbst, die Einzelheiten kann ich hier nicht vorführen. Das Verhältnis des Mykenischen zu anderen griechischen Dialekten steht zur Debatte, Fragen der Traditionsbildung, von historischem Bewußtsein und kollektivem Gedächtnis, Ergebnisse der Bodenforschung, Theoreme der allgemeinen Entwicklung sozialer Systeme, Gräberkult usw.¹⁰ Evident ist, daß dies unmittelbare Konsequenzen für das Verständnis der homerischen Epen hat, ebenso deutlich, daß derartige Fragen nur in der Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen gelöst werden können - Archäologie und Geschichte sind in diesem altertumswissenschaftlichen Kontext die vorrangigen Partner.

Wirft man einen Blick auf die lateinische Sprache, so stellen sich die Verhältnisse anders dar. Auch die Apenninhalbinsel war natürlich von einer Fülle von Sprachen und Dialekten durchzogen, aber hier brachte es die mit Kulturpolitik gepaarte römische Imperialpolitik zustande, daß diese schnell und gründlich ausgelöscht wurden.

Die beiden italischen Großgruppen sind das Latino-Faliskische und das Oskisch-Umbrische. Die Bezeichnung *faliskisch* leitet sich von Falerii her,

⁹ Vorwort von Wace in Ventris & Chadwick (1973, S. XXXII).

¹⁰ Vgl. Patzek (1992); siehe auch mehrfach Latacz (z.B. 1994, S. 347-369) sowie die Akten des Kongresses Rom, 14.-19.März 1988 (1991).

einem Städtchen 50 km nördlich von Rom. Es wurde 241 v. Chr. von den Römern völlig zerstört, die Bevölkerung ca. 5 km entfernt in der ungeschützten Ebene neu angesiedelt. Präzis bis zu diesem Jahr haben wir Inschriften, die die Eigenständigkeit dieser Sprache dokumentieren - danach nur noch solche, die sich vom Lateinischen kaum mehr unterscheiden, allenfalls noch Spuren des Altfaliskischen aufweisen. Ich gebe ein kurzes Beispiel des Altfaliskischen (auf einer Henkelschale):

foied . vino . pipafo . cra . carefo
 heute werde ich Wein trinken, morgen darben

Die Nähe zum Lateinischen läßt sich zum Beispiel an der Futurbildung ablesen, die die anderen italischen Sprachen so nicht kennen; allerdings wird das *b* der Endung durch *f* vertreten, und dies ist eine sprachwissenschaftlich signifikante Differenz zum Lateinischen, die das Faliskische mit anderen italischen Sprachen teilt. Als Kontrast läßt sich die in einem Heiligtum gefundene sogenannte neufaliskische Weihinschrift von Köchen aus Sardinien anführen, in der alles Wesentliche dem (Alt-)Lateinischen entspricht. Die Inschrift ist relativ genau datierbar, und zwar wegen der ebenfalls echt lateinischen Formen *opid* und *sesed*. Das schließende *d* ist nämlich am Anfang des 2. Jahrhunderts v. Chr. definitiv geschwunden. Andererseits ist die Doppelschreibung von Konsonanten, wie sie in der Inschrift zu beobachten ist, eine Erfindung des Dichters Ennius (auch die frühromischen Dichter haben sich mit sprachwissenschaftlichen Fragen befaßt!), so daß man auf einen zeitlichen Ansatz um 200 v. Chr. kommt. Als faliskisches Relikt läßt sich wohl die Vokaldoppelschreibung (*aastutieis*) als Zeichen der Vokallänge einstufen. Hierbei haben wir es mit einem Spezifikum des Faliskischen (und des Oskischen) zu tun; innerhalb des Lateinischen ist eine solche Doppelschreibung zwar von dem Tragödiendichter L. Accius angeregt und eine Zeitlang auch beachtet worden, wie sich anhand der Inschriften nachweisen läßt, doch hat sie sich nicht durchgesetzt.

Das Oskisch-Umbrische, einst wohl die bedeutendste Sprachgruppe, umfaßt das Oskische (die Sprache der Samniten in Unteritalien), die der Pälligner, auch die der Marsen, Sabinen und Volker. Die Latinisierung war in augusteischer Zeit weitgehend abgeschlossen, letzte Reste finden sich in dem 79 n. Chr. vom Vesuv verschütteten Pompeji. Als Beispiel führe ich ein kleines Stück aus dem Cippus Abellanus an, der, als Türschwelle eines Hauses dienend, im 18. Jahrhundert gefunden wurde. Inhalt ist ein Vertrag zwischen den Gemeinden Nola und Abella über die gemeinsame Nutzung eines Herculestempels:

Maiú . vestirikíú . maí(iéís) . str / prupukid . svverruné . kvaistu/ref . abellanú . ínim . maiúú / lúvkíúú . mai(iéís) . pukalatúú / medikef . deketasiúú . núvla/nfúú . ínim . lígatúú . abella[núú] / ínim . lígatúú . núvlanúú / pús . senateís . tanginúú / suveís . pútúrúspíd . lígat[úú] / fufans . ekss . kúmbened

Zwischen Maius Vestricius, dem Sohn des Maius, dem designierten (?) Quaestor von Abella, und dem Maius Lucius, dem Sohn des Maius, (einem Amtsträger aus Nola), und den Gesandten aus Abella und den Gesandten aus Nola, die jeweils auf Beschluß ihres Senats Gesandte waren, wurde folgende Vereinbarung getroffen.

Hier wird man vom Lateinischen her kaum mehr etwas erkennen. Ich hebe nur zwei Wörter hervor: *pús* in Zeile 3 ist Nominativ Plural maskulin des Relativpronomens, entspricht also dem lateinischen *qui* - das heißt der im Lateinischen erhaltene Labiovelar *qu* ist im Oskischen durch *p* vertreten. Zweitens: *fufans*, ebenfalls Zeile 3, ist äquivalent dem lateinischen *erant*, ist also gewissermaßen *subant*, Imperfektbildung vom Stamm *fu-*; einem lateinischen *b* im Wortinnern entspricht *f* (ganz wie im Faliskischen).

Der Einfluß des Oskisch-Umbrischen auf das Lateinische ist nicht unbedeutend: Zum Beispiel dürfte er dort vorliegen, wo man innerhalb eines Wortes ein *f* findet, etwa bei *rufus*, das neben dem echtlateinischen *ruber* steht. Ähnliches gilt für die genannten Labiovelare: wenn Plautus *popina* gebraucht, so ist das ein oskisches Lehnwort - lateinisch müßte es *coquina* heißen (erst spät belegt). *Bos* und *lupus* sind ebenfalls nichtlateinische Lehnwörter. Und wenn wir im Altlatein *dacruma* finden (in einem berühmten Ennius-epigramm) oder *dingua* für das spätere *lacrima* bzw. *lingua*, dann ist für den späteren Befund unter Umständen der Einfluß des Sabinischen maßgebend.

Sprachwissenschaft und Sprachgeschichte sind kein isolierter, zu vernachlässigender Gegenstand. Daß Sprachgeschichte unmittelbar in Kulturgeschichte übergeht, ist mit Händen zu greifen - so etwa, wenn sich im Bereich der Sakralsprache fremde, nichtlateinische Einflüsse nachweisen lassen. Auch sind die Archaismen zum Beispiel des Sallust, die jeder von uns als gängige Münze zu zitieren pflegt, nur angemessen zu begreifen und abzugrenzen, wenn man über grundlegende Kenntnisse in der Sprachgeschichte verfügt. Dann zeigt sich auch, daß eine Form wie *equos* (Nom. Sg.) kein Archaismus ist - die Erhaltung des *o* nach *u* und *v* weisen die Inschriften bis zum Ausgang der Republik aus, und die besseren Texteditionen berücksichtigen das. Weiter läßt sich das merkwürdige Schwanken zwischen *pulcher* und *pulcer*, *sepulchrum* und *sepulcrum* nur verstehen, wenn man weiß, daß seit der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. im Gefolge einer Art wissenschaftlicher Akkuratheit griechisches *th*, *ph*, *kh* durch Aspirationszeichen wiedergegeben, dies aber unzulässig auch auf nichtgriechische Wörter übertragen wurde (Hyperur-

banismus). Nur so ist wohl der Geck Arrius in Catulls 84. Gedicht verstehbar, der *chommoda dicebat, si quando commoda vellet / dicere* und statt von *insidias* von *hinsidias* sprach und dann meinte, wunderswie gesprochen zu haben. Und als er übers Meer nach Syrien gefahren war, da kam die Kunde, daß das ionische Meer fortan das "hionische" heiße.

Wenn Klassische Philologie die Möglichkeiten des Titels, unter dem sie figuriert, ausschöpft - und das hat sie, gewiß mit Schwerpunktschwankungen, zumeist getan -, dann erwächst ihr ein immenser Aufgabenbereich, der manchmal sogar spannend sein und Spaß machen kann: 'Sinnhuberei' und 'Stoffhuberei' - von beiden wollte ich ein wenig berichten, und beide lassen sich ja auch ernsthaft gar nicht voneinander trennen.

Literatur

- Antonín Bartoněk. "Die Erforschung des Verhältnisses des mykenischen Griechisch zur homerischen Sprachform". *Zweihundert Jahre Homer-Forschung*. Hg. Joachim Latacz. Stuttgart/Leipzig: Teubner, 1991, S. 289-310.
- Hans-Georg Gadamer. *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), 1960.
- Uvo Hölscher. *Die Chance des Unbehagens*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1965.
- Joachim Latacz. "Between Troy and Homer. The so-called dark ages in Greece". *Storia Poesia e Pensiero nel Mondo antico. Studi in onore di Marcello Gigante*, Neapel: Bibliopolis, 1994, S. 347-369.
- La transizione dal miceneo all'alto arcaismo. Dal palazzo alla città*. Hg. Domenico Musti u.a. (Akten des Kongresses Rom, 14.-19. März 1988). Rom: Consiglio Nazionale delle Ricerche, 1991.
- Wolf-Lüder Liebermann. "Die Not mit dem 'Guten': Platon, Aristoteles, Cicero". *Texte, Sätze, Wörter und Moneme. Festschrift für Klaus Heger zum 65. Geburtstag*. Hg. Susanne R. Anschütz. Heidelberg: Orientverlag, 1992, S. 455-469.
- Wolf-Lüder Liebermann. "Logos und Dialog. Überlegungen zum platonischen 'Gespräch'". *Zugänge zur Wirklichkeit*. Hg. Thilo Holzmüller/Karl-Norbert Ihmig. Bielefeld: Luther-Verlag, 1997, S. 99-122.
- Barbara Patzek. *Homer und Mykene. Mündliche Dichtung und Geschichtsschreibung*. München: Oldenbourg, 1992.
- Wolfgang Schadewaldt. "Gedanken zu Ziel und Gestaltung des Unterrichts in den alten Sprachen auf der Oberstufe unserer altsprachlichen Gymnasien". *Hellas und Hesperien* II. 2. Aufl. Zürich/Stuttgart: Artemis, 1970, S. 544-566.
- Wolfgang Schadewaldt. *Hellas und Hesperien* I. 2. Aufl. Zürich/Stuttgart: Artemis, 1970.
- Klaus Strunk. "Vom Mykenischen bis zum klassischen Griechisch". *Einleitung in die griechische Philologie*. Hg. Heinz-Günther Nesselrath. Stuttgart/Leipzig 1997: Teubner, S. 135-155.
- Alan J.B. Wace. "Vorwort". Michael Ventris/John Chadwick. *Documents in Mycenaean Greek*. 2. Aufl. Cambridge: Cambridge University Press, 1973.